

III. Auf der Universität

Die deutschen Universitäten nahmen vor hundert Jahren eine ganz andere Stellung im öffentlichen und geistigen Leben der Nation ein als heute. Sie waren nicht nur Lehranstalten, auf denen sich der Schüler das Maß von Kenntnissen aneignete, das er für seinen späteren Beruf als Pfarrer, Richter, Beamter oder Lehrer benötigte, sondern in erster Linie Stätten zur Erziehung der Persönlichkeit. Man besuchte sie nicht, um zu lernen, sondern um sich zu bilden, die Professoren fühlten sich nicht als Lehrer, sondern als Erzieher der Jugend. Das Bildungsideal der klassischen Periode, wie es Herder und Schiller als Erziehung des Menschengeschlechtes vorschwebte und von Goethe in „Wilhelm Meister“ dargestellt war, war die Bildung durch das Schöne zum Guten, durch die ästhetische zur ethischen Humanität. Dieses Ideal war individualistisch, es konnte nur durch den einzelnen, durch die große und freie Persönlichkeit verwirklicht werden. Es war zwar nicht staatsfeindlich, aber es verhielt sich gleichgültig, ja ablehnend gegen den Staat, denn jeder Eingriff der realen Mächte konnte die Entwicklung der Persönlichkeit nur unterbinden. Das Individuum bedurfte der Freiheit, um sich zu bilden und zu entfalten, aber diese Freiheit, die man erstrebte, war das Recht, unbeschränkt der Idee nachzuleben, und hatte mit politischer Freiheit und mit politischen Ansprüchen der Gesamtheit nichts zu tun. Dieses von Kant und Schiller erzogene Geschlecht glaubte unbedingt an die Macht der Idee und kümmerte sich herzlich wenig um die realen Verhältnisse.

Als Preußen von Napoleon zerschmettert darniederlag, gründete man die Berliner Universität. Der Geist sollte wiedergewinnen, was die Waffen verloren. Fichte sprach in zündenden Worten und des kommenden Sieges gewiß zu der preußischen Jugend, aus der Überlegenheit der Idee folgerte er die Notwendigkeit der napoleonischen Niederlage. In dieser Überzeugung verließen die Freiwilligen von 1813 den Hörsaal und eilten zu den Waffen. Jeder einzelne fühlte

sich als Vorkämpfer der Idee. Der Krieg war für sie ein heiliges Ringen zwischen dem Ideal und allen dem Ideal feindlichen Gegenmächten. Und als man nach dem ersehnten Sieg heimkehrte, war man von dem Glauben durchdrungen, daß Napoleon nicht den vereinigten Anstrengungen der Verbündeten, sondern der sittlichen Macht der Idee erlegen sei. Nach dem äußeren Siege fühlte man sich berufen, das Ideal im Innern herzustellen, d. h. ein einiges und freies Deutschland zu schaffen.

Um so größer war die Enttäuschung, als unmittelbar nach dem Friedensschluß die schlimmste Reaktion einsetzte und die auf dem Wiener Kongreß versammelten Regierungen nur daran dachten, die Mißere der vornapoleonischen Zeit und das alte Deutschland in all seiner Unfreiheit und Zerrissenheit wiederherzustellen. Die Erhebung gegen Napoleon war gewiß nicht erfolgt, um verfassungsmäßige Zustände in Preußen herzustellen, aber man hielt es für selbstverständlich, daß der Erfolg der Bewegung in einer Teilnahme des Volkes an der Regierung und in der Einigung Deutschlands bestehen werde. Das hatte Friedrich Wilhelm III. feierlich gelobt, und wenn dieses Königswort nicht eingelöst, sondern nur eine Kommission zur Beratung eines Verfassungsentwurfes eingesetzt wurde, so hatte man das Gefühl, um die Früchte des Sieges betrogen zu sein. Für die praktischen Schwierigkeiten besaß man kein Verständnis, man übersah, daß dieses aus allen möglichen territorialen Splintern zusammengeleimte neue Preußen parlamentarisch kaum regiert werden konnte.

Von den Regierungen war nichts zu hoffen. In dieser Mißstimmung richteten sich die Blicke der Gebildeten auf die Universitäten. In ihnen lebte im Gegensatz zu den partikularistischen Kabinetten dank der Freizügigkeit der Studenten und Professoren ein deutscher Gesamtgeist. An ihm erhob man sich, man vertraute darauf, daß der Geist, der Napoleon vernichtet hatte, sich auch mächtig erweisen würde, Deutschland frei und einig zu machen. Die Hochschulen erschienen in den dumpfen Tagen der Reaktion als der letzte Hort der Idee, als einzige Stätte der Freiheit. Professoren wie Studenten

fühlten sich zu der höchsten Mission berufen, das Vaterland aus allen Nöten zu befreien. Unmittelbar nach dem Krieg setzten die Bemühungen ein, die gesamte deutsche Studentenschaft zu einem großen Bunde zu vereinigen. Das gelang insoweit, als die Burschenschaften auf allen deutschen Universitäten Fuß fassen konnten, aber sie vermochten nicht, die partikularistischen, von den Regierungen begünstigten Landsmannschaften zu verdrängen. Die Einigung aller Studenten erwies sich beinahe als noch schwieriger als die aller deutschen Länder.

Die Burschenschaften waren voll der schönsten Ideale, aber jedes praktischen Gedankens bar. Wenn ein reifer Mann wie Zahn, der mitten in dieser Bewegung stand, erklären konnte, er habe sich niemals den Kopf darüber zerbrochen, wie die Einigung Deutschlands herzustellen sei, so kann man sich vorstellen, wie es in den Herzen dieser Jünglinge aussah. Sie hofften mit einem geradezu rührenden, chiliastischen Vertrauen auf die Macht der Idee, sie zweifelten nicht, daß sie sich eines Tages durchsetzen und Deutschland in den geträumten Idealstaat verwandeln würde. Bis dahin kam es nur darauf an, die Idee zu pflegen und in ihrer Reinheit hochzuhalten, d. h. man schwärmte für die ehemalige Größe Deutschlands, für Arminius und Thusnelda, für das Mittelalter und das alte Kaisertum; man turnte auf der Hasenheide, man gelobte, fromm, treu und keusch wie die alten Recken zu leben, man trug einen altdeutschen Rock und ein schwarz-rot-goldnes Band auf der Brust, man schimpfte auf Juden und Franzosen und man trank Bier zu Ehren der baldigst zu erwartenden neuen deutschen Herrlichkeit. In den Burschenschaften lebte der Geist der herrschenden Romantik, und wie diese selbst, so schillerten auch sie in allen möglichen Farben und Schattierungen. Fichte hatte einst seine Hörer gewarnt, deutsch und mittelalterlich zu verwechseln; diesen Fehler beging die Burschenschaft. Weil Deutschlands Niedergang mit der Neuzeit und der Glaubensspaltung begann, verwarf man die Reformation und ergab sich einer mittelalterlich-frommen, katholisierenden Mystik, die der Reaktion in die Hände arbeitete. Andere Elemente wieder waren mit der platonischen

Pflege der Idee nicht zufrieden, sie drängten auf Taten und schon auf dem Stiftungsfest der Burschenschaften, bei der Wartburgfeier von 1817, traten sie mit ihrem Radikalismus hervor, indem sie die Schriften der Gegner in unglückliche Nachahmung Luthers auf dem Scheiterhaufen verbrannten. Dieser linke Flügel unter Karl Follen scheute selbst vor dem politischen Mord nicht zurück, und aus ihren Reihen ging der ebenso kurzsichtige wie fanatische Sand hervor, der 1819 den Dichter Kogebue als angeblichen russischen Spion erdolchte. Diese Radikalen konnten wohl einzelne Verbrechen begehen, aber in ihrer Verschwommenheit und Unklarheit bedeuteten auch sie keine politische Gefahr, geschweige die große Masse der Burschenschaftler, die weder von der Republik noch von einem gewaltsamen Umsturz etwas wissen wollte. Ihr Idealismus war völlig harmlos, und selbst wenn er es nicht gewesen wäre, fehlte ihm die Macht und die Kraft zu praktischer Betätigung.

Es war einfach grotesk, daß sämtliche deutsche Regierungen sich zusammenschlossen, um die burschenschaftliche Bewegung zu bekämpfen. Für einzelne Verbrechen genügten die gewöhnlichen Strafgesetze, und der französische Minister de Serre hatte ganz recht, wenn er spöttisch an Niebuhr schrieb: „Eure Staatsmänner tun mir leid, sie führen Krieg mit Studenten.“ Aber Metternichs Pläne gingen weiter, ihm kam es darauf an, den Gedanken der deutschen Einheit, der ja nur gegen Österreich verwirklicht werden konnte, im Keime zu ersticken. Die Träger dieser Idee waren die Universitäten, und der angebliche Umsturz, der von den Burschenschaften drohte, war nur der geschickt gewählte Vorwand, um alle deutschen Staaten zum Kampf gegen die Universitäten zu vereinigen. In Mainz wurde 1819 eine Zentraluntersuchungskommission eingesetzt mit dem Auftrag, Professoren und Studenten zu überwachen. Die Burschenschaften wurden aufgelöst, die besten königstreuen Männer wie Arndt und die Gebrüder Welcker wurden in Untersuchung gezogen und selbst einem Mann wie Schleiermacher wurde die Abhaltung religiöser Vorträge verboten. Unzählige wackere Jünglinge küßten ihre harmlose Schwärmerei für die schwarz=rot=goldne Freiheit und Einheit

Deutschlands mit langwieriger Festungshaft. Besonders Preußen konnte sich nicht genug in den ebenso kindischen wie niederträchtigen Demagogenverfolgungen tun, die dieses Land, das Land der deutschen Zukunft, in den Augen aller Patrioten verhaßt und verächtlich machten, obgleich gerade auf den preußischen Universitäten dank der Königs-treue der Bevölkerung die radikale Richtung so gut wie keine Stütze fand. Durch diese rohen Verfolgungen und kleinlichen Schikanen mehrte sich nur der Nimbus der Universitäten. Professoren und Studenten erschienen als Märtyrer, die der Reaktion und der Gewalt zum Trotz das Banner der Freiheit hochzuhalten wagten.

Man darf aber nicht annehmen, daß auf den Hochschulen im besonderen Maße Politik getrieben wurde. Die Männer von damals glaubten am besten für die Idee zu wirken, indem sie für ihre Wissenschaft arbeiteten. Ein tüchtigeres Geschlecht von Studenten haben die deutschen Universitäten nicht wieder gesehn. Es war eine gereifte Jugend, eine Jugend, die in zwei Feldzügen das Leben für das Vaterland eingesezt und an den Wachtfeuern ihren Kant, Goethe und Schiller gelesen hatte, eine glaubensstarke, wissensdurstige und idealbegeisterte Jugend. Und den Schülern entsprachen die Lehrer. Der Neuhellenismus Winkelmanns und Goethes hatte der Wissenschaft eine neue Grundlage gegeben und besonders der Altertumskunde neue Ziele eröffnet. Die Romantik, die sonst dem Klassizismus feindlich entgegentrat, förderte sein Werk auf wissenschaftlichem Gebiete und vertiefte es. Sie ging im Gegensatz zu der Aufklärung, die nur das vernünftige Sein ins Auge faßte, von dem geschichtlichen Werden aus. Indem sie die Erscheinungswelt historisch zu begreifen versuchte, stellte sie ein neues Prinzip auf und gab damit allen Zweigen der Wissenschaft einen frischen Aufschwung. Heute, wo wir die letzten und übelsten Ausläufer des Historismus genießen, ist es kaum begreiflich, welche Fülle von Anregungen und kühnen Gedanken die historische Auffassung dem damaligen Geschlecht bescherte. Der Reichtum war so groß, daß das ganze neunzehnte Jahrhundert davon zehren konnte. Auf allen bisherigen Wissensgebieten sproßte ein neues Leben, die Rechtswissenschaft hatte Namen wie Thibaut,

Savigny und Hugo zu verzeichnen, die Altertumskunde nannte Wolff, Boeckh und Hermann ihr eigen, die Geschichte Niebuhr und Dahlmann, die Theologie Schleiermacher, die als Wissenschaft neu begründete Erdkunde Alexander von Humboldt und Karl Ritter, die Literaturgeschichte Schlegel, Francillon, Uhland. Viele von diesen Männern waren im Sinne der heutigen Wissenschaft überhaupt keine Fachleute. Sie wirkten weniger durch das Maß ihres Wissens als durch die Weite ihrer Gesamtbildung, die Freiheit ihrer Auffassung und die anregende Kühnheit ihrer Gedanken. Das klägliche Spezialistentum von heute hatte noch keine Stätte auf den Universitäten; die damaligen Gelehrten waren durch ihre Allgemeinbildung in der Lage, aus dem Vollem zu schöpfen. Sie verdankten ihre Erfolge nicht der ausgeklügelten Methode, sondern der Persönlichkeit. Es ging ein mächtiger frischer und freier Zug durch die deutsche Wissenschaft, und um so schmerzlicher empfand man den Stillstand, ja den Rückschritt im Staatsleben im Vergleich mit diesem unermüdlichen Vorwärtstreben. Staat und Wissenschaft hatten scheinbar jede Fühlung verloren, Universität und Regierung standen anscheinend im schroffsten Gegensatz. Daß auch auf der andern Seite klug und geschickt gearbeitet wurde, über sah das phantasievolle Geschlecht von damals. Es hatte kein Verständnis für das stille Wirken der preußischen Beamten schaft, es wußte nicht, daß der Staat, der die liberale Idee in die Wirklichkeit umsetzen konnte, erst langsam in mühseliger Arbeit geschaffen werden mußte und daß der Fortschritt in dem realen Leben sich langsamer vollzieht als im Reiche der Gedanken.

Die Universität Bonn war von Napoleon geschlossen und erst 1818 von Friedrich Wilhelm III. wieder begründet worden. Sie hatte die Aufgabe, die neu errungenen rheinischen Gebiete, die bis zu der Franzosenzeit in unseliger Zerstückelung in kleine und kleinste weltliche und geistliche Staaten zerrissen waren, im nationalen Geiste zusammenzufassen und mit dem wenig beliebten Altpreußen zu verbinden. Der preußischen Unterrichtsverwaltung war es gelungen, eine Reihe trefflicher Männer als Lehrer zu gewinnen, die evangelischen Theologen Augusti und Rücke, den katholischen Hermes, die Mediziner Walther

Rasse und Ennemoser, die Juristen Mackeldey, Mittermaier und Welcker und für die philosophische Fakultät Ernst Moritz Arndt, August Wilhelm von Schlegel, Hüllmann, Delbrück, G. F. Welcker, Diesterweg u. a. m. Unter ihnen erschien Arndt, der Sänger der Freiheitskriege, als der beste Träger des deutschen Freiheits- und Einheitsgedankens, die Brüder Welcker waren die Vorkämpfer der großdeutschen liberalen Ideen und Schlegel verlieh durch seine internationalen persönlichen wie literarischen Beziehungen der neuen Hochschule einen besondern Glanz und die romantische Note, die Bonn vor den andern preussischen Universitäten auszeichnete. Der Besuch war von Anfang an beträchtlich, sowohl aus dem Rheinland wie aus dem alten Preußen, wenn auch eine Vermischung dieser heterogenen Elemente zunächst nicht eintrat. Auch Heine hat dort nur mit Angehörigen seiner engern Heimat verkehrt, er kam nicht in die Lage, durch persönliche Kenntnis die törichten rheinischen Vorurteile gegen Preußen zu überwinden.

Er hatte sich zunächst einer Aufnahmeprüfung zu unterziehen. Sie war sehr leicht, offenbar in Rücksicht auf die Kriegsteilnehmer, die keine regelrechte Schulbildung besaßen. Von einer Prüfung im Griechischen und in der Mathematik wurde abgesehen, die unsichern lateinischen Kenntnisse des Examinanden reichten zwar für einen Aufsatz nicht aus, dagegen war er in Geschichte, wie es in seinem Zeugnis heißt, „nicht ohne alle Kenntnisse“ und auch seine deutsche Arbeit bewies, „obwohl auf wunderliche Art gefaßt, gutes Bestreben“. Die Professoren waren sehr milde, daß sie ihm trotzdem noch eine III erteilten und damit den Zutritt zum Studium ermöglichten. Vermutlich wäre es nicht geschehen, wenn die wunderliche Fassung des deutschen Aufsatzes dem entsprochen hätte, was sein Freund Keunzig erzählt, und wenn Heine wirklich die Bänke der akademischen Hörsäle als die Grundlagen der Wissenschaft gerühmt hätte. Das ist offenbar eine auf verschwommenen Erinnerungen aufgebaute Fabel.

Am 11. Dezember 1819 wurde er immatrikuliert. Schon vorher war er in unliebsamer Weise mit den akademischen Behörden zusammengestoßen. Am Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig

hatten die Studenten ein Fest gefeiert mit Fackelzug, Freudenfeuern und Ansprachen. Eine der Reden war durch Heines Freund Keunzig in entstellter Form in eine Düsseldorfer Zeitung gebracht worden und gab wegen ihres aufreizenden Tones Anlaß zu einer gestrengen Untersuchung, bei der auch der Dichter als Zeuge vernommen wurde. Es kam nichts dabei heraus. Der Zeuge mußte seine Teilnahme an der Feier und seine Anwesenheit bei der Rede zugeben, hatte aber sonst nichts Wesentliches auszusagen, wie überhaupt die ganze Angelegenheit sich als eine harmlose Kinderei entpuppte. Das Verfahren wurde eingestellt, zumal da die Universitätsbehörde selbst wenig Lust zeigte, die aufgebauschte Sache weiterzuführen. Der Vorgang ist interessant, weil er uns über die Stimmung des jungen Studenten aufklärt. Obgleich er noch kaum der Universität angehörte, war er einer der Eifrigsten bei der patriotischen Feier, ja er hat sie sogar durch ein Sonett (II, 64) verherrlicht.

Die Nacht auf dem Drachenfels.

Um Mitternacht war schon die Burg erstiegen,
der Holzstoß flammte auf am Fuß der Mauern,
und wie die Burschen lustig niederfauern,
erscholl das Lied von Deutschlands heil'gen Siegen.

Wir tranken Deutschlands Wohl aus Rheinweintrügen,
wir sahn den Burggeist auf dem Turme lauern,
viel' dunkle Ritterschatten uns umschauern,
viel' Nebeltraun bei uns vorüberfliegen.

Und aus den Türmen steigt ein tiefes Schzen,
es klirrt und rasselt, und die Eulen krächzen;
dazwischen heult des Nordsturms Wutgebrause.

Sieh, nun, mein Freund! so eine Nacht durchwach' ich
auf hohem Drachenfels, doch leider brach' ich
den Schnupfen und den Husten mit nach Hause.

Das Fest fand auf dem Kreuzberg und nicht auf dem Drachenfels statt. Die letzte Terzine ist, wie schon die Verwechslung der beiden Berge ergibt, eine nachträgliche Änderung; dem jungen Heine lag es damals ferne über die Vorgänge zu spotten. Er hatte sich der Burschenschaft angeschlossen, trug eine rote Mütze, schwärmte

für Deutschlands entschundene Größe und warf sich zum Verteidiger des deutschen Wortes, „dieses heiligsten Gutes und dieser Driflamme im Kampfe für das Vaterland“ auf. Kein Schüler Arndts konnte mit größerer Begeisterung reden. Heine hatte sich dem deutschümelnden, burschenschaftlichen Geist völlig ergeben, und zwar so intensiv, daß ein Rückschlag früher oder später eintreten mußte. Er war ja nicht jung wie die andern Füchse, er zählte schon zwei- undzwanzig Jahre, kam nicht unmittelbar aus der Schule, hatte vier Jahre im Leben gestanden und mancherlei unliebsame Erfahrungen gewonnen; er besaß nicht mehr die Reinheit der Seele und des Körpers sowie die Unbefangenheit des Gemüths, um diesen akademischen Jugendrausch ohne Bedenken mitzumachen. Es ist anzunehmen, daß er einen gewissen Zweifel stets im Herzen trug, und daß dieser nur infolge der glücklichen neuen Eindrücke zunächst nicht zum Ausdruck kam, vielleicht sogar von dem Dichter bewußt unterdrückt wurde. Er wollte ein Student sein, nichts als ein Student, so frisch, frei und deutsch wie die andern.

In dieser Richtung wirkte die neue Umgebung und das neue Leben. Er war glücklich, daß die widerwärtige Kaufmannstätigkeit, das verhasste Hamburg und die unfreundliche Gesellschaft der reichen Verwandten hinter ihm lag. Hier am glitzernden, sonnigen Rhein fand er seine alten Schulgefährten wieder und in ihrem Kreise vergaß er die vier unerfreulichen Zwischenjahre, vergaß er seine Leiden und selbst seine unglückliche Liebe, von der nur eine poetische Stimmung übrig blieb. Die lange Zeit in der nebelreichen nordischen Handelsstadt kam ihm wie ein unheimlicher Spuk vor, ein böses Traumbild, das hier vor der Klarheit des Tages zerrann. Singend und dichtend durchschwärmte er mit den Genossen die schöne Rheingegend. Freilich ein flotter Student ist Heine nie gewesen. Er trank nicht und rauchte nicht, dagegen war er den Fechtübungen nicht abgeneigt und besonders liebte er die Fußwanderungen in die Umgegend. Von alten Mitschülern fand er in Bonn Christian Sethe wieder, der nun schon in reiferen Semestern stehend, seine Mentorrolle bei dem jungen Fuchs wieder aufnahm, und Joseph

Neunzig, der wie Heine selbst verspätet in das akademische Leben eintrat. Die literarischen Interessen führten ihn mit Simrock, dem nachmaligen bekannten Germanisten und Dichter, zusammen, ferner mit Jean Baptiste Rousseau, der später ein wenig erfolgreiches Litteratenleben führte und sich mehrfach bemühte, Heine als Mitarbeiter seiner schlecht fundierten Zeitschriften zu gewinnen, mit Friedrich Steinmann, der sich als Fälscher Heinescher Gedichte hervortat, und mit Fritz von Veughem, der sich aber bald von der Poesie zurückzog, ohne damit der deutschen Literatur einen Verlust zuzufügen. Die Freunde haben sich gegenseitig angedichtet. Die an Heine gerichteten Verse sind zumeist verloren oder der verdienten Vergessenheit verfallen; die seinen sind allein erhalten, in der Hauptsache Sonette, in denen er die poetischen Versuche seiner Genossen rühmt und ihnen vielversprechende Wechsel auf die Zukunft und die Unsterblichkeit ausstellt. Diese Überblichlichkeit beruht weniger auf einer jugendlichen als auf einer dichterischen Freiheit. Man darf nicht annehmen, daß Heine, sowenig sein Geschmaek auch damals geläutert war, an ihrem Gereinsel Gefallen fand. Schon ein Jahr später verwies er Rousseau das Dichten, „ohne dabei zu denken“, und schrieb an Steinmann: „Scheue nicht das kritische Amputiermesser, wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein andres Gewächs mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen Dich selbst! Das ist des Künstlers erstes Gebot. Ich glaube, Dir hierin oft ein Beispiel gegeben zu haben.“ Heine arbeitete ernsthaft an sich selber, und wenn er des Freundes Tragödie „Anna von Cleve“ mit ihrem „Trochäengesindel“, ihren „Glickwortskrücken“ und ihren poetischen Bildern, die aussehen wie „Pharaos magere Kühe“ einer scharfen Kritik unterwarf, so war er gegen sich selber kaum weniger streng. Im allgemeinen beurteilte er sogar seine eignen Leistungen rücksichtsloser als fremde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er sich in diesem Kreise literarischer Dilettanten der eigenen Überlegenheit bewußt wurde. Auch sie sahen in ihm den größeren, den wirklichen Dichter.

Seine Universitätsstudien verwiesen ihn ebenfalls auf den Pfad

der Romantik. Es entsprach der Auffassung und dem Bildungsstreben jener Tage, daß er sich nicht einseitig auf das Fachstudium beschränkte, aber Heine machte von diesem Vorrecht einen sehr weitgehenden Gebrauch und im ersten Semester hörte er überhaupt nur ein einziges juridisches Kolleg, germanisches Staatsrecht bei Hüllmann, das er beim Fehlen aller rechtlichen Vorkenntnisse kaum verstehen konnte. Es war mehr das Germanische als das Staatsrecht, das ihn anzog, denn gleichzeitig belegte er eine Vorlesung über die „Germania“ des Tacitus bei Arndt, Geschichte der deutschen Sprache bei Schlegel, deutsche Urgeschichte bei Radloff, Kunst und Leben des Mittelalters bei dem anregenden Privatdozenten Hundshagen und ein literarisches Kolleg bei Delbrück. Auch sein zweites Semester ist in der Hauptsache durch Vorlesungen über Geschichte und Literaturgeschichte ausgefüllt, immerhin verstand er sich dazu, die notwendigste Grundlage zu seiner juristischen Ausbildung zu legen, und hörte oder belegte wenigstens bei Mackeldey Institutionen des römischen Rechtes. Übersieht man das Verzeichnis dieser frei gewählten Kollegien, so versteht man Heines spätern Ausspruch, daß er die schönsten Jahre seines Lebens im Kyffhäuser verbracht habe. Von seinen Lehrern kam er in persönlichen Verkehr mit Arndt, der die jungen Studenten gern in seinem Häuschen am Rhein empfing, die Begeisterung für das Nibelungenlied führte ihn zu Hundshagen, der eine wertvolle alte Handschrift dieser Dichtung besaß, am meisten aber war es Schlegel, dem er näher trat und dem er sich mit der ganzen Schwärmerei der Jugend hingab.

August Wilhelm von Schlegel hatte damals den Höhepunkt seiner Leistungen schon überschritten, aber wenn seine geistige Kraft auch zurückging, wenn er anfang, alt und komödiantenhaft zu werden, so war sein Ruhm noch unerschüttert und durch Erfahrung und Belesenheit ersetzte er die verlorene Frische und Schärfe. Er hatte in seiner Jugend mit Goethe und Schiller verkehrt, er gehörte mit Fichte und seinem genialen Bruder Friedrich zu den Begründern der romantischen Schule, er beherrschte alle Kultursprachen, war in Paris und London zu Hause und mit den ersten Gelehrten und

Künstlern des In- und Auslandes bekannt oder gar befreundet. Er war eine europäische Berühmtheit, ja das kritische Orakel Europas. Sein Wissen zeichnete sich weniger durch Tiefe aus und konnte bei seinen überreichen und schnellwechselnden Interessen nicht immer gründlich sein. Bald waren es die Griechen, bald die Italiener und Spanier, bald das deutsche Mittelalter und die Engländer, denen er sich zuwandte, aber durch seine intuitive Erfassungsgabe wußte er überall das Wesentliche herauszufinden. Wohin er sah, sah er mit dem Auge des Entdeckers und erkannte in einem Augenblicke mehr als der fleißige Systematiker in Jahren. Seine Schriften bieten noch heute eine Fülle von Anregung und wirkten damals wie eine Offenbarung. Sein eigenes poetisches Schaffen war unbedeutend und wurde schon damals von kritischen Geistern niedrig eingeschätzt, desto größeren Beifall fanden seine Übersetzungen von Shakespeare, Calderon und italienischen Dichtern. Mögen diese den heutigen Ansprüchen nicht mehr überall entsprechen, so wird es doch Schlegels höchster Ruhm bleiben, daß er dem deutschen Volke seinen Shakespeare geschenkt hat. Schon äußerlich unterschied er sich von den übrigen Professoren. Im Auftreten und in der Kleidung zeigte er sich als vornehmer Weltmann, nicht als Fachgelehrter. Er trug heute in Berlin, morgen in Wien oder Paris vor, und wenn er den Ruf an die neubegründete rheinische Universität angenommen hatte, so gewann sie durch diesen Meister der literarhistorischen Kritik sofort einen ungeahnten Weltruf.

Heine war nicht der einzige, der mit berechtigter Bewunderung zu Schlegel aufschaute. „Je öfter ich zu ihm komme,“ schrieb er an Beugheim, „desto mehr finde ich, welch ein großer Kopf er ist und daß man von ihm sagen kann:

Unsichtbare Grazien ihn umrauschen,
um neue Anmut von ihm zu erlauschen.

Dieser Lehrer besaß alles, was dem Schüler in seinen kühnsten Träumen vorschwebte. Er war Dichter, Literat und Historiker von europäischem Ruf. Wenn Heine schon bald den Wunsch hegte, der Juristerei abzusagen, so ist nicht seine Hinneigung zur Poesie und

in geringerem Grade seine Abneigung gegen die Rechtswissenschaft, sondern in der Hauptsache Schlegels Vorbild daran schuld. Sein Ehrgeiz war erweckt, es dem Lehrer gleich zu tun und wie er ein Literat von internationaler Bedeutung zu werden. Es war damals etwas ganz Außerordentliches für einen Deutschen, wenn man ihn in Paris und London anerkannte, ja in diesen Zentren des großen Lebens überhaupt von ihm Notiz nahm. Schlegel wurde der Lehrer Heines, und soweit Kunst überhaupt erlernbar ist, also in allen technischen Außerlichkeiten und in allen Fragen der Kritik konnte der Jüngling einen besseren und zuverlässigeren Meister nicht finden.

Schlegel ließ sich seine bisherigen poetischen Versuche zeigen und erkannte sie an. Durch ihn gewann Heine die Gewißheit, daß er ein Dichter sei, daß die losen Blätter, die er seit vier Jahren als köstlichsten Schatz bewahrte, Poesie enthielten. Vor dem Urteil dieses Mannes, dessen Wort ganz Europa lauschte, mußte jedes Bedenken verstummen. So schrieb ihm der Anfänger (II, 61):

Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
das schlimmste Gift: an eigner Kraft verzagen,
das wollt' mir fast des Lebens Mark zernagen;
ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.

Da mochtest du das arme Reis beklagen,
an deinem güt'gen Wort läßt du es ranken,
und dir, mein hoher Meister, soll ich's danken,
wird einst das schwache Reislein Blüten tragen.

O mögst du's ferner noch so sorgsam warten,
daß es als Baum einst zieren kann den Garten
der schönen Fee, die dich zum Liebling wählste.

Von jenem Garten meine Amm' erzählte:
Dort lebt ein heimlich wunderüßes Klingen,
die Blumen sprechen und die Bäume singen.

Daß er im überströmenden Glücksgefühl Schlegels Bedeutung und dessen eigene schwächliche Dichtungen weit überschätzte, daß er ihn als Erwecker von „Deutschlands echter Muse“ feierte, ja ihn sogar neben Goethe zu stellen wagte, wird man der Bewunderung des Schülers zugute halten. Später ist Heine in gehässiger Weise

über den einst verehrten Meister hergefallen, teils aus gekränkter Eitelkeit, teilweise wohl aus Beschämung über diese unreifen, übertriebenen Lobhudeleien. Er hat ihn als hohlen Becken und seichten Phrasenhelden lächerlich gemacht. Gewiß war Schlegel eitel und selbstgefällig, eine Eigenschaft, die im Alter oft groteske Formen annahm, und gewiß war im Grunde nicht Heines Bruch, sondern seine Verbindung mit ihm eine Verirrung, aber wenn die Auseinandersetzung auch unvermeidlich war, so konnte sie sich doch in anderer Weise vollziehen. Heine hatte keine Achtung vor den Träumen seiner Jugend, als er ein Mann war; ihm fehlte die Ehrfurcht im Sinne Goethes, die nur aus der gesicherten Tradition hervorgehen kann.

Schlegel war ein großes Formtalent und in dieser Beziehung hat er auf Heine gewirkt. Er veranlaßte ihn, seine Tätigkeit als Byronübersetzer wieder aufzunehmen, und er führte ihn zum Sonett. Heine hat sonst in seinem feinen Gefühl für das Wesen der deutschen Sprache alle ausländischen Kunstformen abgelehnt. Er ist wohl der einzige deutsche Dichter, der niemals sprachwidrige Hexameter geschaffen hat. Auch seine Sonettenperiode war nur von kurzer Dauer, freilich in der Bonner Zeit sehr ergiebig, und nicht nur sein „hoher Meister“, sondern so ziemlich alle seine Bekannten wurden damals mit Sonetten reichlich bedacht. Das Sonett verführt zur Massenproduktion, denn der dürftigste Gedanke wird durch die starke und einschmeichelnde Form getragen und reicht zu diesem leichten Spiel mit Reimen aus. Schlegel mit seinem romanisch gefärbten Kunstempfinden schätzte es sehr hoch und übte es selber gern, da die Gebundenheit der Form ihm die Mittel gewährte, die eigene Gedankenarmut zu verdecken. Heine dagegen litt unter diesem Mangel des Sonettes und so gab er die „abgemessnen Rhythmen“ bald wieder auf, in denen sich nach Goethe nur das Talent gefällt. In dieser Hinsicht war Schlegels Einfluß nur vorübergehend, aber er beschränkte sich auch nicht auf solche äußerlichkeiten, sondern ihm ist es zu danken, daß der junge Heine sich jetzt bewußt die künstlerische Auffassung der Romantik aneignete und sich auf den Boden der romantischen Schule stellte.

Das Wesen der Romantik ist schwer zu erklären, sie bildet überhaupt keinen einheitlichen Begriff, sondern schillert in allen erdenklichen Farben, je nach all den Strömungen, die in diesem Wort zusammenlaufen. Die damalige Romantik ist national, indem sie das Deutschtum gegen das Griechentum zur Geltung bringt; sie ist international, indem sie Engländer und Spanier als Muster aufstellt; sie ist demokratisch, indem sie das Volkslied erneuert, und doch wieder aristokratisch, indem sie nur für den Künstler, den ausgewählten Menschen, bestimmt ist und die Masse verachtet; sie ist revolutionär, indem sie außerhalb der Persönlichkeit kein Gesetz anerkennt, und doch wieder autoritativ, indem sie sich vor allem historisch Gewordenen beugt; sie ist gläubig, indem sie sich in die letzten Tiefen der katholischen Mystik versenkt, und doch wieder ungläubig, indem sie die Religion nur als ein Spiel betrachtet. Die Romantik ist ein Produkt der Enttäuschung, auf politischem Gebiet über das Fehlschlagen der französischen Revolution, auf philosophischem über das Versagen der Aufklärung, auf poetischem über die Erstarrung des Klassizismus. Aus der Enttäuschung kam ihr die Neigung, auf die Zeit vor dieser politischen und geistigen Umwälzung zurückzugreifen.

Man kann grundsätzlich eine objektive und subjektive Weltanschauung unterscheiden, je nachdem man von der Wahrheit des Subjekts oder des Objekts, des Geistes oder der Dinge, von der Idee oder der Realität, von Plato oder Aristoteles ausgeht. Man kann diese beiden Geistesrichtungen als klassisch und romantisch bezeichnen, und dementsprechend eine klassisch objektive und romantisch subjektive Kunst unterscheiden. Aber weder kann die eine völlig des Subjekts, die andre völlig des Objekts entraten, weder kann die eine ganz in den Gegenständen, die andre ganz in der Empfindung aufgehen. Die grundsätzlichen Gegensätze der Philosophie werden in der Kunst zu relativen. Wir betrachten Goethe und Schiller als Klassiker, und wir sind überrascht, wenn sie von Ausländern unter die Romantiker gerechnet werden; es kommt auf die jeweiligen Gesichtspunkte an, unter denen man sie betrachtet.

So wird auch die deutsche Romantik am ehesten durch den Gegensatz zu den vorausgehenden geistigen Strömungen verständlich, dem Goethe-Schillerschen Klassizismus und der Aufklärung. Was sie nicht wollte, war zunächst viel klarer und wurde viel stärker betont als das, was sie wollte. Sie war mehr negativ als positiv. Sie wollte keine gegenständliche Kunst, die in der Darstellung der schönen Form aufging, und sie wollte keine Welt der Vernunft, nicht das entgötterte, mechanisierte Uhrwerk der Aufklärung. Das besagte ungefähr das Programm, das von den beiden Brüdern Schlegel 1798 im „Athenäum“ veröffentlicht wurde und das die Grundsätze der neuen romantischen Schule enthielt. Es sollte sich im Sinne seiner Verfasser nicht nur auf die Dichtung, nicht nur auf die Kunst, sondern auf das Leben selber beziehen, aber es war doch rein literarisch. Die Kunst wurde als eine höhere Form des Lebens betrachtet und das ganze Dasein sollte in diese höhere Sphäre gerückt, also „poetisiert“ werden. Damit war der Künstler zum Herrn der Welt erklärt und die gesamte Schöpfung war nur um des Künstlers willen da, um von ihm genossen zu werden. Dem Objekt war damit eine untergeordnete, dem Subjekt eine übergeordnete, ja die ausschließlich herrschende Stellung zugewiesen. Die Bedeutung des Kunstwerks wurde stark herabgedrückt, es besaß nur insoweit einen Wert, als es einen Teil der Künstlerseele in sich aufnahm. Die Stimmung des Künstlers bezeichnete Friedrich Schlegel als Religion, und diese Art der Religion, dieses künstlerisch gesteigerte Lebensgefühl, dieses nicht aus dem Verstand, sondern aus der Tiefe des Gefühles quellende Streben nach Kunst und Wissenschaft, aber noch mehr nach dem Künstlertum und der künstlerischen Sinnlichkeit sollte das gesamte Dasein durchdringen und die Welt wieder gläubig machen, d. h. aus dem verstandesmäßigen Rationalismus der Aufklärung erlösen.

Es ist bezeichnend für die Bewegung, daß sie nicht mit einem großen Kunstwerk einsetzte und durch ein solches ihr Lebensrecht und ihre Notwendigkeit erwies, sondern daß zwei Ästhetiker ein Programm entwarfen und Ziele aufstellten, denen die Dichter nach-

eifern sollten. Schon dadurch war die Romantik zu einer gewissen Unfruchtbarkeit verdammt. Die Mystik läßt sich nicht kommandieren. Allen ihren größeren Werken, sowohl Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ und Tiecks „William Lovell“, wie Schlegels eigenem Roman „Lucinde“ und Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ haftet, selbst wenn sie äußerlich zum Abschluß kamen, etwas Unfertiges an. Sie blieben im Programm stecken. Der Romantik gelang weder ein großer Roman noch ein großes Drama, dagegen hat sie in kleineren Erzählungen, im Märchen und besonders in der Lyrik Hervorragendes geleistet. Hölderlin und Novalis, Brentano, Wilhelm Müller und Eichendorff, Heine, Mörike, Lenau und die Drostes verdanken ihre besten Kräfte der Romantik, selbst wenn einige von ihnen im eigentlichen Sinn der Schule nicht zuzurechnen sind. Die Romantik hat es bewirkt, daß die deutsche Lyrik nach Goethe noch neue und eigene Klänge fand. Sie hat der Kunst trotz mancher Mißgriffe doch neue Bahnen erschlossen und Friedrich Schlegel durfte sich in seinem Alter mit Recht rühmen: „Ich habe einige Ideen ausgesprochen, die aufs Zentrum deuten, ich habe die Morgenröte begrüßt nach meiner Ansicht, aus meinem Standpunkt. Wer den Weg kennt, tue desgleichen nach seiner Ansicht, aus seinem Standpunkt.“

Daß die romantische Bewegung in so schroffem Gegensatz zu unseren Klassikern erwuchs, lag weniger in der Sache als an persönlichen Mißhelligkeiten zwischen den Brüdern Schlegel und Schiller, besonders an einigen dreisten Spottversen Friedrichs gegen Goethe. In gewissem Sinne setzte die neue Richtung sogar das Werk der beiden Großen fort. Auch sie waren ja davon ausgegangen, die Poesie inniger zu gestalten und von dem Regelkram zu befreien. Aber nach Ansicht der neuen Generation hatten sie ihr Werk auf halbem Wege unterbrochen, als sie in dem Klassizismus der befreiten Kunst neue Fesseln anlegten. Die Jugend wollte auch diese Schranke niederreißen, sie wollte die Kunst ausschließlich auf dem Gefühle aufbauen, auf der göttlichen Idee, zu deren Priester und Träger sie den Künstler erhob. Schon die Umsetzung in das erd-

geborene Kunstwerk bedeutete eine Schädigung der Idee. Sobald sie Form annahm, büßte sie einen Teil ihrer Göttlichkeit ein und sie wurde um so irdischer, je klarer sie sich aussprach, je mehr sie sich der objektiven Bestimmtheit und Gesetzmäßigkeit unterwarf. Jeder Zwang erschien in der Kunst unleidlich. Man verlangte für den Künstler das größte Maß von Freiheit, er hatte das Recht, sich jeder Laune und jeder Eingebung des Augenblicks zu überlassen, denn sie sind Ausstrahlungen der göttlichen Idee. Der Willkür des Künstlers ist alles erlaubt, er steht über dem Gesetz so hoch wie das Gefühl über der Vernunft steht, diesem höchsten Prinzip der Aufklärung. Der Rationalismus ist allen Romantikern ein Gegenstand des Greuels und des schärfsten Spottes, und dadurch wurden sie zu Feinden der französischen Revolution, denn jede Revolution ist ein Versuch, die Welt gewaltsam nach den Grundsätzen der Vernunft zu erneuern. Die Romantiker sind politisch konservativ, soweit überhaupt ein Künstler, und zumal ein deutscher, politische Interessen haben kann, auf sozialem Gebiete dagegen sind sie revolutionär und erkennen für den Künstler und das ihm ebenbürtige Weib überhaupt keine Schranke an. Beide haben das Recht, nur ihrem Gefühl zu folgen und sich über die von der Vernunft diktierte Zwangsehe hinwegzusetzen. Die ungeheure Freiheit der Romantiker läuft zum Schluß auf eine Entfesselung der Sinnlichkeit und Zügellosigkeit des Geschlechtstriebes hinaus.

Das Ideal der Romantiker lag in der Vergangenheit, in der Zeit, bevor sich die Vernunft die Herrschaft in der Welt anmaßte. Diese glückliche Zeit war ihnen das Mittelalter. Hatte der Neuhellenismus Griechenland in einem verklärten Lichte gesehen, so idealisierte die Romantik das Mittelalter. Es war die Zeit, da die Menschen noch fromm, treu und bieder waren, da die Herzen noch glaubten und die Hände sich in stiller Einfalt falteten; man begeisterte sich für die Herrlichkeit der sporenklirrenden Ritter, der minniglichen blonden Jungfrauen, und der treuen Knappen, die in Liebe zu dem tapferen Herrn und der schönsten Herrin vergingen. So verzerrt dieses Bild der alten Zeit sein mochte, so war doch

das Gute dabei, daß man sich wieder mit der deutschen Vergangenheit beschäftigte und daß man ihre literarischen Schätze ans Licht zog. Man sammelte Volkslieder, denn in diesen namenlosen und scheinbar formlosen Gesängen kam ja der göttliche Geist der Dichtung am deutlichsten zum Ausdruck, man zeichnete die alten Märchen auf, die sich seit Generationen von Mund zu Mund fortpflanzten, und man studierte die Sagen, die letzten Reste germanischen Heidentums. Die vergessenen Minnesänger wurden wieder gelesen und herausgegeben, und wenn man sich darüber stritt, ob das „Nibelungenlied“ oder die „Ilias“ größer sei, so spiegelt sich darin nur der Wunsch, den Neuhellenismus durch ein nationales Kunstwerk aus dem Felde zu schlagen wie den Säulentempel durch den gotischen Dom oder Raphael durch Dürer. Die Romantik hat im Kampf gegen den Klassizismus das Nationalgefühl gefördert und zuerst, wenn auch nur auf künstlerischem Gebiet, den Stolz auf das Deutschtum geweckt.

Auf der andern Seite führte gerade diese Beschäftigung mit der Vergangenheit zur Internationalität, zur herrlichsten Weiterbildung des Goethe-Herder'schen Gedankens einer Weltliteratur. Man hatte Einblick in die Geschichte gewonnen und durch die verfeinerte und unbefangene historische Betrachtung kam man in die Lage, fremde Eigenart mit größerem Verständnis aufzunehmen. Shakespeare und Calderon, Dante und Ariost wurden erst jetzt durch mehr oder weniger vollendete Übersetzungen Gemeingut der Gebildeten in Deutschland. Sie waren ja, zum mindesten durch ihre historische Stellung romantische Dichter und dadurch geeignet, die Tyrannei der hellenistischen Klassizisten zu brechen. Daß die Romantik im Zeichen Shakespeares auftreten konnte, hat sie mehr gefördert als ihre gesamten eigenen Werke. Aber bei diesen Dichtern ließ man es nicht bewenden; bald kamen die Provenzalen an die Reihe, die Araber, die Perser und die alten Indier. Gewiß war der Gesichtspunkt, unter dem man die älteren Literaturen betrachtete, falsch; man glaubte in jeder einzelnen die Urpoesie, die von jeder Form befreite Emanation des dichtenden Weltgeistes zu finden.

Aber dieser Fehler konnte von einer späteren Zeit verbessert werden, die Hauptsache war, daß man den Weg zu ihnen bahnte. Der größte Segen der Romantik besteht darin, daß sie dem Rationalismus eine historische Auffassung entgegenstellte.

Aber dies Versenken in die Vergangenheit war nicht ohne Gefahren. Man ließ die Gegenwart aus den Augen, man zog eine Abneigung gegen die Bestimmtheit und Klarheit des Tages groß und verlor sich mit Vorliebe in das Halbdunkel der älteren, ja der ältesten Zeiten. Hatte man zuerst entdeckt, daß auch das Mittelalter seine Poesie besaß, so erschien es auf die Dauer allein poetisch. Die klaren Linien Griechenlands und griechischer Kunst beleidigten die empfindsamen Nerven der Romantiker, sie flüchteten aus diesem Glanz und dieser Helligkeit in das mystische Halbdunkel der Gotik. Ihr Naturgefühl verachtete alles Gesetzmäßige und Nützliche und fand die Schönheit einer Landschaft nur in ihrer Unfruchtbarkeit. Die gut angebauten Gefilde von Stratford erschienen Tiefer langweilig, er begreift nicht, daß Shakespeare dort gelebt haben kann. Novalis leidet unter allem Gesunden, alles Krankhafte dagegen ist für ihn Poesie, die Krankheit selbst eine mystische Erhebung. Man flieht die Wirklichkeit, sie ist hart, gemein, ekelhaft; schön ist nur das Geahnte, das Stimmungsmäßige, der Traum. „Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt“, ruft der Dichter des „Osterdingen“. Der Romantiker führt nur ein Traumleben, nur dort, wo er aller Erden schwere am weitesten entrückt ist, kann er seine eigene Göttlichkeit genießen und der Stimme in seinem Innern lauschen. Der Tag bedeutet Arbeit, und die Arbeit überläßt er den Philistern, der Traum dagegen ist süßes Nichtstun, Aufhebung der Wirklichkeit, Hindämmern und Hinbrüten in einem außerweltlichen Zustand. Der Romantiker verachtet jede Tätigkeit, und so auch die eigene. Sein Werk ist ja nur die dürftige Wiedergabe seines souveränen Ich, das unvollkommene Objekt im Vergleich mit dem vollkommenen Subjekt. Er nimmt es nicht ernst, er behandelt es wie ein Spiel, und wenn es ihm gerade paßt, deckt er die Karten auf und zeigt, daß er nur mit sich selber und dem Publikum einen Spaß getrieben

habe. Das ist die berühmte romantische Ironie, sie fließt unmittelbar aus der Stellung des Dichters über seinem Werk und ist im letzten Ende der Ausdruck einer seelischen Verfassung, die nichts kennt als ihre eigenen Launen. Das entsprach dem Schlegelschen Programm, die Auflösung aller festen Formen war damit erreicht, das völlige Aufgehen in der Stimmung erzielt. Selbst das Wort erschien nun schon zu rauh für das von aller Gegenständlichkeit befreite Gefühl, es bedurfte des Tones. „Süße Liebe denkt in Tönen, denn Gedanken stehn zu fern“, heißt es bei Tieck. Alle Romantiker sind begeisterte Verehrer der Musik, selbst in ihren Gedichten suchen sie vielfach nur durch den Klang zu wirken, denn Musik ist das unmittelbare Gefühl selbst, die Kunst, die am wenigsten mit irdischem Stoff belastet ist, und daher die Kunst der Künste. Es bedurfte nur noch der Philosophie Schopenhauers, um durch die Musik in das Nirwana der Tonwelt zu gelangen, in die „höchste Lust“ der „Trunken- und Versunkenheit“ Richard Wagners.

So stand der Romantiker am Ende der Bewegung mit seinem souveränen Ich allein in einer zwecklosen Welt, an der ihn nichts interessierte. Die trostloseste Langeweile wurde ihm zum Lebensgefühl, die gelegentlich durch eine aufblitzende Eingebung seines eigenen Genius unterbrochen wurde. „Die Welt ist Kot!“ rief Leopardi aus, aber was noch schlimmer war, in den meisten dieser Leute rief die Welt keine heftige Empörung hervor, sondern sie ließ sie völlig gleichgültig. Sie versinken wie Friedrich Schlegel und Gutz in Blasiertheit und Indifferenz, und das einzige Interesse, das ihnen bleibt, ist die Sorge um den täglichen Mittagstisch. Es war Zeit, daß die alleinseligmachende Kirche sie in ihren Schoß aufnahm, denn nur ihre Mystik konnte diesen armen Geschöpfen noch einen Halt in ihrem selbstzerstörten Leben gewähren. Gutz wurde der Gehilfe Metternichs; um mit ihm die Religion nicht *comme foi mais comme loi*, nicht als Glaube, sondern als Macht wieder herzustellen, auch Friedrich Schlegel fand ein Obdach in der Stadt der Phäaken, die ihm die beste Küche, die größte Frömmigkeit und die Ruhe gewährte, die seine erschöpften Nerven



brauchten, Brentano endlich verurteilte sogar die Poesie, um sich ganz an die Religion zu klammern:

Nur ein Schild blieb unbewußt,
mir noch aus der Unschuld Tagen:
Heil'ge Kunst, auf Stirn und Brust
ein katholisches Kreuz zu schlagen.

Das war das Ende der Bewegung, das Ende, das kommen mußte, weil sich die Romantik außerhalb des Gesetzes stellte. Sie ging an der eigenen Haltlosigkeit zugrunde.

Die Literatur hat durch die romantische Bewegung zunächst starke Anregungen empfangen und einen frischen Aufschwung genommen, auf die Dauer aber hat diese Richtung, besonders durch die falsche Einschätzung des Mittelalters, ungünstig gewirkt. Die Kunst wurde der Gegenwart entfremdet, der schon vorhandene Riß zwischen Poesie und Leben, zwischen Herz und Welt, wurde absichtlich erweitert, eine süßliche Verehrung der Ritterherrlichkeit schlich sich ein, eine frömmelnde Inbrunst, die das Gegenteil eines gesunden, männlichen Gottesglaubens war. Dieser Ton beherrscht zum Teil die Lyrik jener Tage, besonders aber die historischen Romane, von denen selbst die besten, die des lebenswürdigen de la Motte Fouqué, heute vergessen sind. August Wilhelm v. Schlegel ist die Wege seines Bruders nicht bis zum Ende mitgegangen. Seine an Shakespeare geschulte Kritik wehrte sich gegen die Verschwommenheit der reinen Stimmung, lehnte die reaktionäre mittelalterliche Tendenzpoesie ab und wollte weder von der adeligen Ritterherrlichkeit noch von dem katholischen Glaubenszauber etwas wissen. Im Gegensatz zu seinem Bruder blieb er evangelisch.

Heine stellte sich ganz auf den Standpunkt seines Lehrers, d. h. mit den Vorbehalten Schlegels auf den Boden der Romantik. Er hat damals in einem kleinen Aufsatz (VII, 149 ff.) zu dieser Kunststrichtung Stellung genommen und in diesem seinem ersten Prosaschriftchen die gemeinsame Anschauung dargelegt. Er spricht dort von der „überschwenglich beseligenden Idee des Christentums“ und er findet im Mittelalter die „schönste Blüte der romantischen Poesie“, aber,

meint er, die wahre Romantik sei kein „Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischen Nebeln und italienischem Geklinge“, sondern ebenso plastisch und gegenständlich wie die klassische Richtung. Sie brauche keine Ritter und Pfaffen, und deshalb solle „die deutsche Muse wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrliches, deutsches Mädchen sein, und kein schmachthendes Nönnchen und kein ahnenstolzes Ritterfräulein“. Goethe und Schlegel werden als unsere beiden größten Romantiker und zu gleicher Zeit die größten Plastiker gepriesen, wie überhaupt der ganze, mit einem Schlegelschen Motto gezierte Aufsatz zur Verherrlichung von Heines Lehrer verfaßt ist. Er wurde im Sommer 1820 geschrieben und ist bezeichnend für die damalige Auffassung des jungen Dichters, aber auch ein Beweis seiner Unselbständigkeit und Abhängigkeit von Schlegel. Selbst die Forderung gegenständlicher Darstellung ist nur die Wiederholung seiner Theorie, und wenn Heine diese Plastik in einer Elegie seines Meisters verwirklicht findet, so zeigt dieses Beispiel, daß er sich etwas Eigenes nicht dabei gedacht hat.

Die romantische Schulmeinung paßte sich der bisherigen Byronstimmung des jungen Dichters durchaus an. Sie verbanden und durchdrangen sich um so leichter in seiner Vorstellung, als seine „hoher Meister“ in sehr schmeichelhafter Weise für seinen Schüler eine Charakterähnlichkeit zwischen diesem und dem englischen Dichter entdeckt hatte. Auch Schlegel kannte nur den Byron der Legende, der ja selbst ein Erzeugnis der Romantik war. Er ahnte nicht, daß der Lord ein Mann der Tat und durch und durch politisch war, daß seine Dichtungen nach dem treffenden Ausdruck Goethes nur verhaltene Parlamentsreden waren, und sah statt dessen einen Byron, dessen souveräne Willkür sich zur ungeheuersten Poesie gestaltete, der England, das Land des praktischen Nutzens, floh, um auf den Stätten der Vergangenheit, in Spanien, Italien, Griechenland die Kunst zu finden, der endlich mit der Welt zerfallen war, weil sie seinen Träumen nicht glich. Diesem Byron fühlten sich die Romantiker wesensverwandt, Byronstimmung und Romantik flossen ineinander und führten unsern Dichter zur Tragödie. Vermutlich

auf Anregung Schlegels, da dessen Bearbeitung des Euripideischen „Ion“ ihm als stilistisches Vorbild diente. Er mahnte auch den Schüler, seine Gedichte zu veröffentlichen, aber mit lyrischen Poesien hielt es schwer sich durchzusetzen, eher mochte es mit einem Drama gelingen. Mit großem Eifer nahm Heine den „Almansor“ in Angriff. Nicht einmal während der Ferien ging er nach Hause, sondern verbrachte sie in dem benachbarten rechtsrheinischen Beul, um an seiner Tragödie zu arbeiten. Sie wurde auch erheblich gefördert, aber nicht vollendet.

Das zweite Bonner Semester war nicht so erfreulich wie das erste. Gelegentlich klagte Heine sogar, daß er ein „trauriges, fränkisches und einsames Leben“ führe und von den alten Freunden, selbst von dem treuen Sethe vernachlässigt werde. Es mag sein, daß es sich dabei um mehr als eine vorübergehende Stimmung handelte, es mag auch sein, daß der „Almansor“ mit seinen deutlichen Beziehungen auf die Hamburger Erlebnisse schmerzliche Erinnerungen aufwühlte; immerhin ist es erstaunlich, daß der Dichter sich schon nach einem Jahr zu einem Wechsel der Universität entschloß. Eine gewisse Unrast lag in seinem Charakter, er war keine sesshafte Natur und brauchte Ortsveränderung und neue Dekorationen. Er fühlte auch, daß das juristische Studium in Bonn nicht zu seinem Rechte kam, so fleißig er nach Bescheinigung seiner Lehrer die andern Kollegien besucht hatte. An sich selbst richtete er die humoristische Mahnung:

Ochse, deutscher Jüngling, endlich
 reite deine Schwänze nach;
 einst bereust du, daß du schändlich
 hast verändelt manchen Tag.

Zunächst besuchte er die Eltern. Es war das letzte Mal, daß er sein Vaterhaus in Düsseldorf sah. Die geschäftlichen Verhältnisse Samson Heines hatten sich sehr verschlechtert. Er gab bald den rheinischen Wohnsitz auf und siedelte sich in der Nähe Hamburgs an, offenbar um dem reichen Bruder näher zu sein, auf dessen Freigebigkeit und geschäftlichen Beistand er zählen durfte. Von

seinen Eltern hatte der Dichter nichts zu erwarten, die Mutter unterstützte ihn zwar, indem sie ihren Schmuck versetzte, aber das war keine wesentliche und keine dauernde Hilfe. Er war auf die kärglichen Zuschüsse des Onkels angewiesen. Auch das war ein Grund, mit dem Brodstudium Ernst zu machen.

In seiner Jugend war Heine ein rüstiger Fußgänger, so wanderte er mit dem ganzen Hochgefühl des deutschen Burschenschafters durch das westfälische Land und die Eichenhaine des Arminius nach Göttingen, seiner neuen Universität, wo er im Oktober 1820 immatrikuliert wurde. Die Wahl war nicht glücklich und Heine hat sie bald bereut. Statt des frischen, anregenden, romantischen Geistes in Bonn herrschte hier ein bezopfter Gelehrtendüffel; die partikularistischen Landsmannschaften dominierten und der privilegierte Künigkel der hannoverschen Junker gab den Ton an, der äußerlich ebenso steif wie innerlich roh war. Ihre Vorrechte, die sie mit hochmütiger Selbstverständlichkeit behaupteten, reizten den Sohn des demokratischen Rheinlandes, und sicher ist, daß er hier den Adel, den er später stets als persönlichen Feind betrachtete, nicht von der besten Seite kennen lernte.

Auch wissenschaftlich bot ihm die Georgia Augusta wenig. Sie war einst im 18. Jahrhundert die erste deutsche Hochschule gewesen, aber war jetzt von anderen überflügelt worden. Bei Benecke, dem er von Bonn empfohlen war, hörte Heine altdeutsche Literatur, mußte aber zu seiner patriotischen Empörung erleben, daß von tausend deutschen Studenten nur neun für die Sprache ihrer Väter Interesse hatten. Der Historiker Sartorius wußte ihn für Geschichte zu begeistern und ihm ist Heine auch persönlich näher getreten und hat ihm sogar seine Gedichte vorgelegt. Der Professor erkannte ihren Wert, fügte aber als scharfer Menschenkenner hinzu: „Indessen man wird sie nicht lieben.“ Der junge Dichter vernahm wohl nur das Lob, nicht die Warnung. Er lechzte nach Anerkennung, er war gekränkt, wenn sie ihm versagt wurde, aber überglücklich und von rührender Dankbarkeit, wenn er sie fand. In Sartorius, der sich durch seinen Freund Adam Müller mit zweifelhaftesten Mitteln den österreichischen

Abel zu verschaffen suchte, sah er nur den „großen Geschichtsforscher und Menschen, dessen Auge ein klarer Stern ist in unsrer dunkeln Zeit und dessen gastliches Herz offen steht für alle fremden Leiden und Freuden“. Auch ein Sonett (II, 62) im besten Schlegelstil wurde ihm gewidmet mit dem hübschen Schluß, der das innige Verhältnis zwischen Lehrer und Student beleuchtet:

Doch was du mir, recht väterlich und mild,
zum Herzen sprachst in stiller, trauter Stunde,
das trag' ich treu im tiefen Herzensgrunde.

Bei dieser Begeisterung für den Historiker wurde natürlich das juristische Studium wenig beachtet, und soweit wir wissen, hat Heine in der ersten Göttinger Zeit überhaupt kein Fachkolleg belegt, geschweige gehört, obgleich er mehrfach in Briefen betonte, daß die langweilige Stadt die beste Gelegenheit zum „Dchsen“ biete. Auch sein Verkehr bestand zumeist aus literarisch angeregten jungen Leuten, darunter dem späteren Volksmann Waldeck, dem Heine eine große dichterische Zukunft prophezeite, und Heinrich Straube, der seit zwei Jahren die „Wünschelrute“ herausgab, eine Zeitschrift, an der die besten Kräfte der Romantik, Brentano, Kerner, Schwab, die Brüder Grimm u. a. m., mitarbeiteten. Es war ein Strahl „wundervoller Märchenwelt“ in dem pedantenhaften Göttingen.

Sonst scheint der Dichter einsam und zurückgezogen gelebt zu haben. Es war eine trübe und freudlose Zeit. Der „Almanjor“ wollte nicht zum Abschluß gelangen, so daß der Verfasser selbst berechtigte Zweifel hegte, ob er dramatisches Talent besitze oder sich im Stil vergriffen habe; der Verlag der Gedichte, die er unter dem Titel „Traum und Lied“ Brockhaus gesandt hatte, wurde von diesem mit den üblichen nichtssagenden Redensarten abgelehnt, die Verleger gegenüber unbekanntem Autoren zu gebrauchen pflegen, und endlich verlobte sich Amalie Heine in dieser Zeit mit dem wohlhabenden Rittergutsbesitzer John Friedländer aus Ostpreußen. Es ist sicher, daß Heine die schöne Cousine noch liebte, wahrscheinlich daß er noch immer auf sie hoffte; alle diese Aussichten waren nun zerstört. Es war ein schwerer Schlag für sein Herz und ein noch

schwererer für sein Selbstgefühl. Ihm, dem Dichter, hatte sie den Mann des praktischen Lebens vorgezogen! Ein praktischer Beruf war ja in den Augen der Romantiker — und Heine gehörte jetzt zu ihnen — etwas Unwürdiges, etwas Verächtliches, und der Philister hatte den Poeten ausgestochen! Aber war er denn ein Poet? Hatte nicht der Verleger seine Gedichte zurückgewiesen? Wer weiß, ob Brockhaus der einzige war, ob der erhaltene Brief nicht nur einer von vielen ist, die an andre Buchhändler ergingen? Diese Zweifel rangen in seiner Brust. Man begreift, daß er sich in Göttingen nicht wohl fühlte, und daß er Sartorius dankbar war, der ihn trotz allem für einen Dichter hielt.

Der Aufenthalt auf der hannoverschen Universität fand ein vorzeitiges, jähes Ende durch eine kindische Duellgeschichte. Ein Student, mit dem Heine zu Mittag speiste, hatte ihn bei einem törichten Wortwechsel in beleidigenden Worten der Unwahrheit geziehen. Der Dichter forderte ihn auf Pistolen, aber der Zweikampf wurde durch das Eingreifen der Universitätsbehörden verhindert. Daran schlossen sich wochenlange Verhandlungen, in denen der Gegner eine ziemlich klägliche Rolle spielte. Er nahm die verlegende Äußerung zurück, schwächte aber nachträglich den Widerruf durch leere Redensarten und Ausflüchte ab, während Heine sich, soweit wir wissen, zwar versöhnlich, aber würdig benahm. Das Ende der langwierigen Untersuchung war, daß der Dichter als Herausforderer am 23. Januar relegiert wurde. Er trug die Strafe mit gutem Humor, wie sie Studenten zu tragen pflegen und schickte sogar den Professoren „mokante Abschiedskarten“. Er war aber sehr besorgt, wie seine Familie die Sache aufnehmen würde, und überließ es seinen Angehörigen, ihm eine neue Universität zu bestimmen. Sein Abschied von Göttingen verzögerte sich. Wegen Krankheit mußte er seinen Aufenthalt um einige Wochen verlängern, und es scheint, daß dieses Leiden durch den Bruch seines burschenschaftlichen Keuschheitsgelübdes verursacht war, wenigstens steht fest, daß die Burschenschaft damals die Verbindung mit dem rändigen Schaf löste.

Die Lage des Dichters war sehr übel. Die Schläge des Schicksals prasselten reichlich auf ihn nieder: Ausweisung aus der Universität, Entlassung aus der akademischen Verbindung, Verlobung der Geliebten, Verarmung der Eltern, Mißerfolge auf poetischem Gebiet, dazu die Zweifel an seinem Genius und die Selbstvorwürfe wegen des vernachlässigten, ja im dritten Semester noch kaum begonnenen Studiums, das ihm unter diesen Umständen mehr denn je als eine harte, aber unvermeidbare Notwendigkeit vor Augen stand. Mochte er sich von Göttingen mit den lustigen Versen verabschieden:

Und weit fort von seinen Lieben
muß der Mensch sich weiterschieben,

eine bittere Empfindung blieb, das nagende Gefühl, daß er ein Ausgestoßener sei und weder zu den Glücklichen noch den Besitzenden gehöre.